

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt**

77 (3.10.1850)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 3. Oktober 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N<sup>o</sup>. 77.

## Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.

Es war eine stürmische Novembernacht. Wolken eilten mit ängstlichem Fluge bei dem Vollmonde vorüber, der, allein von allen Himmelslichtern sichtbar, kalt und ruhig auf die Erde hernieder sah. Die Umrisse des Doms zeichneten sich düster gespenstlich gegen den melancholischen Nachthimmel ab, und ausser dem Säusen des Sturmes, der in den hohen Linden um den Dom wühlte, lagerte Todtenstille über der Stadt. —

Die Luft des Lebens, die ihre Stimme oft so laut und so tief in die Nacht hinein erschallen läßt, war verstummt, und wo Sorge und Kummer, Krankheit oder Arbeit den Menschen noch wach erhielten, da war er doch mit ihnen in die schützenden Mauern der Häuser geflüchtet.

Der tiefe Schatten, den das weitläufige Gebäude des Doms auf eine nahegehende Häuserreihe warf, ließ aus einem einzigen derselben um so lebhafter einige Lichterpünktchen hervorschimern; aber daß es eben nur Pünktchen waren, sagte deutlich, daß nicht die Freude die Spuren des wachen Lebens in diesem Hause erhielt. — Die Sorge waltete hier in mannichfacher Gestalt, und so spät es auch war, schliefen doch nur die dienenden Personen, die des Tages Last und Hitze äußerlich getragen; die Familie ward vom Schlafe zurückgeschreckt, so sehr auch die unfreundliche Nacht zur Ruhe mahnte.

Der Diakonus Walther saß oben im Studirstübchen und arbeitete an der Predigt für den morgenden Sonntag. Er hatte den Text: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.“ — Ach! und sein dunkeltes Auge kannte die Thränen, seine Brust die Empfindung der Freude nicht mehr.

In einem nahegelegenen Zimmer ging Rudolph, der einzige Sohn des Hauses, wie ein Verzweifelter auf und nieder und klagte sich des schrecklichsten Bewußtseyns an, den nahen Tod seiner Mutter verschuldet zu haben.

Unten, im Wohnzimmer des Erdgeschosses ruhte die treffliche Frau seit mehreren Wochen zum ersten Male in einem sanften Schlummer, aber die nur halb geschlossenen Augenlieder, das fieberhafte Zucken der gefalteten Hände ließen befürchten, daß der wohlthätige heißersehnte Freund nicht lange weilen werde.

Vor dem Bette der Kranken sitzt eine Frau in sauberer bürgerlicher Kleidung, dem Anscheine nach zwischen fünfzig und sechzig Jahren, und bewacht mit theilnehmender Besorgniß den Schlummer der Leidenden. — Es ist eine sogenannte Wartefrau, die seit einer langen Reihe von Jahren diesem Geschäfte vorsteht. Und wo Frau Petersen in den Zimmern der Kranken waltet, da zieht der Geist sanfter Ruhe, der des Gottvertrauens, der unermüdblichsten Sorgfalt und der unerschöpflichsten Geduld mit ihr ein. — Von Jedermann geliebt und geachtet, von dankbaren Kindern und blühenden Enkeln mit liebendem Jubel empfangen, so oft sie zu ihnen zurückkehrt; mit einer dauerhaften Gesundheit begabt ist die würdige Matrone eine sehr glückliche Frau. — Auf ihren milden Zügen, die von dem schlicht geschleierten grauen Haare, das unter einer schneeweißen Haube hervorsieht, ehrwürdig eingefasst sind, ruht der Friede, der höher ist als alle Vernunft. — Der Blick ihrer freundlichen und klugen blauen Augen, der jetzt so theilnehmend auf die Kranke gerichtet ist, spricht lindernd zu dem Leidenden, dem sie hülfreiche

Hand leistet. — Selbst der Ton ihrer Stimme hat schon etwas Beruhigendes, um durch ihr leises lindes Wesen, das eben so weit entfernt von Zudringlichkeit, als von Verlegenheit ist; durch ihren natürlichen Verstand, erscheint die Wartefrau, trotz ihrer einfach bürgerlichen Weise, weit gebildeter, als ihr Stand dies sonst erwarten läßt. Von Zeit zu Zeit belauscht sie den Athem der Schlummernden und so wie dieser ruhiger zu werden scheint, die Hände schlaffer nieder sinken, die zitternden Augenlieder sich sanfter und fester an die eingefallenen Wangen schließen, je mehr erheitert sich der Blick der Wartefrau.

In einem Nebenzimmer schreibt ein junges schönes, aber sehr bleiches Mädchen an einem Briefe, auf welchen manche Thräne aus den dunkeln schwermüthigen Augen niedertröpfelt.

Rudolph Walther war von einem würdigen, aber zu strengen Vater und einer sanften frommen, aber vielleicht zu nachsichtigen Mutter erzogen, und wenn gleich ihm dadurch manche Fehler angebildet waren, so war sein Herz doch edel und voll von glühendem Enthusiasmus für alles Große und Schöne im Leben geblieben. Er besaß die trefflichsten geistigen Anlagen und als er zur Universität abging, um hier dem befehlenden Wunsche des Vaters zufolge Theologie zu studiren, hegten beide Eltern die freudigsten Hoffnungen auf seine Zukunft.

Theodore, die verwaisste Tochter eines nahen Verwandten der Pastorin, hatte kurz vor diesem Zeitpunkte einen Zufluchtsort bei der menschenfreundlichen Frau gefunden. — Während Beide an Rudolphs Ausstattung nähten und er ihnen dabei vorlas, schlich sich in die Herzen der beiden jugendlichen Verwandten eine Neigung ein, die bald mehr als Verwandtenliebe ward, und obgleich Beide an Jahren nur so wenig von einander verschieden waren, und Rudolphs Aussichten zu einer Versorgung in so weitem Felde standen; so fand doch die Pastorin, daß die sanfte wirthliche Theodore einst die trefflichste Gattin für den excentrischen zu allerlei Extravaganzen geneigten Rudolph seyn würde, und sie segnete ihre beiden Kinder, als diese sich an ihrem mütterlichen Herzen die Versicherung ewiger Liebe und Treue wiederholten.

Der Vater durfte von dieser Verlobung freilich noch nichts erfahren. Die Ehrfurcht des Sohnes für ihn grenzte zu sehr an Furcht, sie verhinderte ihn sogar, dem Strengen das Geständniß zu machen, daß er zu seinem Berufsstudium durchaus keine Neigung empfinde, denn die leisesten Andeutungen hiervon gaben dem jähzornigen Manne schon Veranlassung zur bittersten Rüge. Er hatte die Fähigkeiten des Sohnes geprüft und glaubte, einst in ihm einen ausgezeichneten Kanzelredner zu erblicken. Er hatte die ganze Zukunft desselben gewissermaßen schon vorher bestimmt und eine Verlobung gehörte nicht mit in diese Pläne, am wenigsten jetzt, wo er Rudolph noch halb und halb wie einen Knaben betrachtete.

Rudolph bezog die Universität, auf welcher ihn in dem ersten Jahre der Briefwechsel mit der sanften Theodore so ziemlich für den Zwang entschädigte, mit dem er studirte, und die Hoffnung, durch seinen Fleiß den Vater sich freundlicher zu stimmen, ihn manche Schwierigkeiten überwinden ließ. Allein bei einem Ferienbesuche fand Rudolph zwar seine Theodore noch schöner aufgeblüht und sie und die Mutter fanden auch ihn auf das vortheilhafteste verändert, seine Gestalt war männlicher,

sein Wesen freier und unbefangener, seine Sprache gewandter und fast poetisch geworden, aber der Diakonus fand manche Gelegenheit zum Tadel, als er sich von dem Sohne Bericht abflattete, wie dieser seine Zeit angewendet hatte.

Rudolph hatte besonders philosophische Kollegia besucht, sich viel mit Poesie beschäftigt, war mit manchen reichen und adlichen Jünglingen in Verbindung getreten; alles Dinge, die der Diakonus auf's höchste mißbilligte und Rudolph mußte leider bemerken, daß er nicht im mindesten in der Achtung des Vaters gestiegen war. Indessen die Liebe zu Theodoren, die durch die Heimlichkeit gegen den strengen Vater bei Rudolph einen noch höhern Reiz erhielt, ließ ihn gleichgültiger gegen die Vorwürfe desselben werden, als es ihm sonst bei der hohen Achtung, die er für den würdigen Greis empfand, möglich gewesen wäre. Er besang die schönen Augen seiner Geliebten, den Rosen, den ihr Fuß betrat, die Rose an ihrem Busen, während der Vater glaubte, er studire die Kirchenväter.

Die Mutter war von diesen poetischen Versuchen fast eben so begeistert wie Theodore, und einzelne Gedichte, die nicht die Liebe zur Braut, sondern die zur Natur und andern hehren Gegenständen aussprachen, zeigte sie heimlich ihrem Gatten, allein dieser schüttelte das Haupt und sagte: „Der Bursche ist ein Weltkind und eitel. Lobe ihn nicht wegen eines Talents, das mit seinem Berufsstudium nichts zu thun hat und durchaus nicht bedeutend ist. Mit der Logik, die er besser gebrauchen könnte, steht es übel aus, und was noch schlimmer ist, ihm fehlt die innere Wärme des Glaubens.“

Dennoch fühlte sich der Vater gekränkt, daß der Sohn nicht selbst ihm diese Gedichte mitgetheilt und sich sein Urtheil erbeten hatte. Er behandelte das Talent desselben, welches er gar nicht so unbedeutend fand, mit um so größerer Geringschätzung, und Rudolph, der durch gelegentlich in Journale eingerückte Gedichte bereits Aufsehen erregt hatte und dem nun eben diese, welche er unter den Augen der Geliebten niederschrieb, mehr noch als jene der Anerkennung würdig schienen, zürnte jetzt förmlich dem Vater, denn seine Eitelkeit, vielleicht auch sein liebebedürftiges Herz, hatten sich einen ganz andern Erfolg davon versprochen, und er nannte Den, der ihm bis jetzt ein Gegenstand der höchsten Ehrfurcht gewesen war, nun einen Tyrannen, engherzig und eigenfinnig.

So trennten sich Beide, der Vater ernste Ermahnungen ertheilend; — der Sohn im Herzen empört, und ihr Vernehmen besserte sich nicht, als Rudolph im zweiten und dritten Jahre weit mehr Geld gebrauchte als der Vater ihm ausgesetzt hatte. Die nachsichtige liebende Mutter sah sich endlich, um größeren Reibungen vorzubeugen, zu dem traurigen Mittel verleitet, ohne Wissen des Diakonus ein Kapital, das ihr eigen gehörte und von dessen Zinsen sie einen freien Gebrauch, meistens zu wohlthätigen Zwecken machte, aufzunehmen und damit des Sohnes Schulden, die Folgen jener verführerischen Verbindungen mit reichen verschwenderischen Jünglingen, zu tilgen.

Theodore, ihre Vertraute, mißbilligte trotz ihrer Sanftmuth und Liebe die Extravaganzen ihres Geliebten sehr, und verständig und aufrichtig schrieb sie ihm dies. Allein er meinte: „er hätte schon zu viel Vorwürfe und Tadel von dem Vater gehört, von seiner Geliebten wünschte er nur Bewunderung und Liebe.“ So erkaltete er auch gegen sie, der er ewige Liebe und Treue geschworen hatte.

Aus einer Art Trotz studirte er dennoch auf das Pfarramt fort. — „Ich will die Kanzel einst zu einer Warnstätte machen, sagte er zu seinen Freunden, die ihm vergebens riefen, dem Vater aufrichtig seine Abneigung gegen sein jetziges Studium zu gestehen, von ihr herab will ich Blitze schleudern auf Alle, die an Menschenwohl freveln und den freigebornen Sohn der Natur von Jugend auf in Fesseln legen.“

Leider aber waren die Berufszweifel nicht mehr die einzi-

gen, die an dem Herzen des einst so herrlichen Jünglings nagten, und die Wechselgeschulden, die ihn ängsteten, nicht die größten, mit denen er sein Gewissen belastet fühlte. — Er sah sich auch in den Reizen einer höchst geistreichen, aber durchaus koketten Schönen gefangen und die Liebe für die ihm zu vernünftige und, wie er meinte, kalte Theodore trat in den Hintergrund.

Das treue Mädchen empfand längst, daß sie durch ihre sanften Ermahnungen seine Liebe verschert habe, noch ehe er ihr selbst das Geständniß machte, daß er die göttliche Klotilde M..., die Tochter eines Professors, die poetische Muse, die Schönheit des Tages anbetete, und daß er Hoffnung habe, ihre Liebe zu gewinnen, wenn Theodore ihm großmüthig sein Versprechen, das er in jugendlicher Uebereilung abgelegt, erlassen wolle.

Das edle demuthvolle Mädchen antwortete ihm: — „Eie danke Gott, daß es ihr vergönnt sei, etwas zu dem Glücke Dessen beizutragen, Der sie von jetzt an nur als seine Schwester betrachten möge. Sie werde bereit für ihn und die Geliebte, die ihn, den reichbegabten Dichter, natürlich mehr zu beglücken fähig sei, wie sie, die einfach Erzeugene. Aber als seine treue Schwester beschwöre sie ihn, sich nun mit dem Vater zu versöhnen und ihm ein aufrichtiges Geständniß seiner Verirrungen abzulegen und so endlich der gütigen Mutter die Ruhe wieder zu geben.“

Im ersten Augenblicke war Rudolph tief erschüttert durch diese rührenden Zeilen. Er antwortete Theodoren auf der Stelle und schwor ihr: daß er nie ein anderes weibliches Wesen geliebt habe, nie ein anderes lieben könne wie sie und nannte die Leidenschaft für Klotilde einen bösen Zauber. Allein der Brief konnte erst am nächsten Morgen abgehen. Am Abend sah er zufällig Klotilde; sie bemerkte seine Zurückhaltung und bot ihre ganze Kunst auf, ihn wieder an sich zu locken und fester zu fetten, da ihr die glühende Verehrung des talentvollen Jünglings zum Bedürfnis geworden schien. Der arme Rudolph war die Mücke, die sich die Flügel an der trügerischen Flamme versengt, und als er nach Hause zurückkehrte, vernichtete er den Brief an Theodoren. (Fortsetzung folgt.)

### Der Tabak.

Das Rauchen ist ein Zeitverderb,  
Es stört auch oft den Brodwerb,  
Und dienet nicht zum Fröhlichseyn;  
Darum, ihr Freunde, stellt es ein!

Die Tabakspflanze besitzt eine eigenthümliche giftige Eigenschaft, die sich beim Rauchen besonders entwickelt. Der Tabakrauch reizt demnach die zarten, empfindlichen Gebilde des Körpers, mit welchen er bald mehr, bald weniger in unmittelbare Berührung kommt, vornehmlich die Athmungs- und Verdauungswerkzeuge. Bei Anfängern im Rauchen pflegt Uebelkeit, Kopfschmerz, Erbrechen u. dergl. stattzufinden. Gewöhnt sich nun die Natur allmählig an diesen Genuß, so daß es scheint, als übe der Tabak ferner keinen schädlichen Einfluß mehr auf die Gesundheit aus, so finden sich später die nachtheiligen Folgen dennoch ein.

Wer die verderblichen Wirkungen des Tabakrauchens, wissenschaftlich begründet und durch chemische Analyse und praktische Beispiele belegt, kennen zu lernen wünscht, der lese die Schrift: „Der Tabak, ein pestilenzialisches Kraut, Grimma 1848.“ Wenn das Unwesen des Tabakrauchens auf Straßen, Promenaden, in Gesellschaftszimmern u. s. w. seither schon aus ästhetischen und polizeilichen Gründen ein Stein des Anstoßes war, der wird diese wissenschaftlich begründete Schrift gewiß nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Eltern, Lehrer, Prinzipale sollten dieselbe jungen Leuten und Pflägerschulen in die Hände geben, um dieselben vor den nachtheiligen Folgen des Tabakrauchens zu warnen. Wie viel Geld könnte gespart und zu nützlichen Zwecken verwendet werden, wenn das Tabakrauchen nicht so sehr überhand genommen hätte!

Ein berühmter Arzt behauptet, die Schwäche und Kränklichkeit unserer jungen Leute rühre zum großen Theil vom Rauchen her, das in der Tabakspflanze enthaltene Gift sei so stark, daß es in einigen Gegenden sogar zur Tödtung der Schlangen benutzt zu werden pflege.

Ein englischer Arzt, der seit 23 Jahren eine ausgedehnte Praxis gehabt, versichert, er habe nie so viel bleiche Gesichter und Schwächlinge gesehen, als jetzt, und schreibt dieß dem Cigarrenrauchen zu. Nach seiner Behauptung ist das Tabakrauchen und Tabakskauen den Nerven, Lungen, Augen, der Verdauung und den Zähnen gleich nachtheilig.

Ein anderer berühmter englischer Arzt versichert, daß der Gebrauch des Tabaks, in welcher Form dieß auch immer geschehen möge, das Blut erhitze, die Verdauung störe, eine nachtheilige Verschwendung der Säfte veranlasse und die Nerven abspanne.

J. M. Scholand.

### Aus der Schatzkammer des Lebens.

Es wird nie eine Regierung geben, die sich durch Gewaltmaßregeln auf die Dauer befestigen und gegen den Willen der Nation behaupten könnte. Doch folgt der schlechtesten Regierung selten die Strafe unmittelbar auf dem Fuße; ihre größten Verbrechen büßt sie gewöhnlich bei Gelegenheit ihrer kleinsten Vergehen, und zu emer Zeit, wo sie ihre Macht am unüberwindlichsten glaubt. Wenn das Schicksal die Schuld der Sterblichen eintreiben will, so weiß es immer den blinden Zufall zu seinem schrecklichsten Boten zu machen.

Hochmuth ist die thörichte Ueberschätzung unserer Eigenschaften und Güter und darum das lächerliche Aushängeschild eines Dummkopfs, der sich überredet, er könne die Welt mit seinem eingebildeten Werthe hinter's Licht führen, während der Vernünftige über diesen Selbstbetrug mittheilend die Achsel zuckt.

Die ganze Kunst der Erziehung besteht darin: dem Körper eine höhere Kraft, dem Geiste ein helleres Licht und dem Herzen eine edlere Richtung zu geben.

Die Liebe übt ihre Herrschaft in allen Reichen der Natur, doch in keinem einzigen nach Willkür. Der Marmor ist eine Vereinigung des Kalkes mit der Kohlenäure, die beide genugsam übereinstimmen, um sich mit einander zu vermählen. Uebergießt man aber diesen Stein mit Schwefelsäure, so gibt die Kohlenäure den Kalk auf und vereinigt sich mit ihr. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch bei den menschlichen Affinitäten und Sympathien. Uebereinstimmende Seelen schlagen um und geben sich auf, sobald sich ihnen eine ihrer Natur verwandtere naht.

Die Welt ist ein großes Theater, worauf ein Jeder zur Maske greift, um seine Rolle auszuführen; und so verhärtet ist man in Gewohnheit und gegenseitigem Betrüge, daß Derjenige von allen Uebrigen ausgepiffen und mißhandelt würde, der sie unvernummt spielen wollte.

### Der letzte Schwager

oder

Raisonnement eines Postillons.

Capriccio von Theodor Drobisch.

Es gab eine Zeit, wo ich auf meinem Posthorn oft das Lied blies: „O du lieber Augustin, Alles ist hin.“ Als diese Töne aus meiner blechernen Röhre hervorkollerten und ich wohlgenuth auf dem Bock oder auf dem Sattelpferd saß, da dachte ich nicht daran, daß dies so eigentlich ein Spottlied auf uns Postillons seyn sollte.

Wer ist unser Erbfeind? wer ist das Ungethüm, das uns so mir Nichts, dir Nichts, jeden Bissen Brod, jedes Glas Schnaps vor der Nase wegknappet? — Der Dampfwagen. O, sein erster Pfiff war unser Sterbelied, die erste Schraube zur Locomotive war ein Nagel zu unserm Sarge; ich wollte, die erste Rauchwolke, die aus dem Kessel und der Esse des Dampf-

wagens empor gewirbelt, hätte mich erstickt, daß ich nicht die Tage gesehen, wo der Schwager im Poststall sitzt, als wenn er sollte abgemalt werden, und sich nicht von der Stelle rührt.

Früher, wenn ich von der Station zurückkehrte, und ein Trinkgeld in meinen Lederhosen klimperte, früher, wenn der Mond so hell überm Walde auf die Chaussee schien, das blies ich immer das Lied: „Liebes Mädchen, hör' mir zu!“ — Jetzt können sie mir zuhören vom Neujahrstage bis zum Sylvesterabend, denn ein Passagier, der jetzt mit Extrapost reist, das ist ein weißer Kabe.

Wenn früher wir Postillons einmal Schackkopf spielen wollten, so war es nicht möglich, den vierten Mann aufzubringen, sie waren zerstreut in alle Welt, wie die Juden; jetzt sitzen sie da und erzählen sich Gespenstergeschichten.

Ach! wenn das der lange Gottlieb noch erlebt hätte, der den Gilwagen fuhr, und über alle Maassen losfütterte, wenn ihm ein Reisender mit Extrapost nicht wenigstens einen Gulden in die Hand drückte, wenn dieser noch gesehen hätte, wie der vermaledeite Dampfwagen und die Eisenbahn unser bischen Verdienst so zu Wasser machen, er wäre vor Aerger in sein Posthorn gekrochen, bis sie blasen mit Posaunen am jüngsten Tage.

Fürwahr, ich möchte meine Kanonenstiefeln mit Pulver laden und mich in die Luft sprengen, wenn ich so auf der Eisenbahn hinaussehe, und all die schönen Passagiere erblicke, die früher in unsere Hände fielen. Wie manches Glas Kimmel habe ich nicht von einem so proppern Herrn bekommen, wie manches Glas Bier wurde mir nicht auf den Bock gereicht. Aus! aus! das Bockbier ist zu Ende, die Eisenbahn hat es zu Wasser gemacht, und all die grauen Haare auf meinem Scheitel hat der Dampfwagen auf seinem Gewissen.

Glückliche Tage, als wir noch bliesen: „Wir winden dir den Jungfernkranz“ und „Schier dreißig Jahre bist du alt.“ — Ja! einen Todtenkranz haben sie uns gewunden, als die Trinkgelder die Schwindsucht bekamen, und die Postillons in Ruhestand versetzt wurden, wie Bonaparte, als ihn die Engländer nach Sanct Helena schafften. — Und dann jene herrliche Zeit, als man noch blind mit der Post fuhr, als so mancher Passagier draußen vor'm Thor einstieg, und schon von weitem ein Päckchen Tabak in die Höhe hielt! Selige Tage, wo der Schaffner ein Auge zudrückte, und der Schwager wegen des blinden Passagiers Fünfe gerade seyn ließ, sagt, wo seid ihr hingeschwunden?

Ruhe, einsame Ruhe, gleich dem Dampfwagen, wenn ihm der Dampf ausgegangen, und er dasteht auf offener Bahn, wie Hans Maß am Pflaummustopfe. O, wenn er doch alle Tage stehen bliebe, damit die Post wieder auf den Strumpf käme, und der Segen des Bergbaues wieder einzöge in unsere ledernen Geldbeutelchen, worin es jetzt so leer aussieht, als in der Welt vor ihrer Erschaffung. Und sind die Passagiere nicht mit uns besser gefahren, als öfters auf dem Dampfwagen, vorzüglich von L. nach D., wo die dritte Klasse mehr für schwedische Heringe als für Menschen eingerichtet ist. Alle Passagiere kommen dort der Quere, und viele Hunderte gelangen sonach in D. schief an. Sodann Wind und Luftzug von allen Seiten, als wenn das Directorium der Eisenbahn mit dem Schnupfen und der Heiserkeit einen Contract auf Lebenszeit abgeschlossen hätte! Wahrlich, die Schafe, Ochsen und Esel in den hinteren Wagen sind glückliche Menschen gegen einen Reisenden in einem Wagen dritter Klasse. Viele werden sagen: Schwager, räsonnire nicht! aber ich bin einmal im Zuge, und da nehme ich mir kein Blatt vor's Maul; ich bin zwar nur ein simpler Postillon, aber ich weiß, wo Barthel Most holt, und lasse mir kein A für ein U machen.

Was hilfe's aber, daß ich loschmettere und mich darüber erbose! — der Dampfwagen ist einmal im Gange, und wie lange wird es dauern, so giebt's auf Erden keinen Postillon mehr. Das Geschlecht der Schwager wird aussterben, im Posthörnchen werden die Mäuse hecken, und wenn man nicht Unser-

einen noch in einer Wachsfigurenbude zur Schau aufstellt, so wird unser Gedächtniß bei der Nachwelt verschwinden, wie unsere Trinkgelder verschwunden sind, als der Trödel mit der Eisenbahn losging, und uns somit das Brod gebacken wurde für ewige Zeiten.

Eine undankbare Welt das. Mag aber seyn! ich fühl's, daß ich auf dem letzten Loche pfeife. Der Tod war früher mein Todfeind, aber er kann mich jetzt dreißt ausspannen, ich fahre mit Freuden in die Grube, denn seit die Eisenbahn ihr Wesen treibt, da ist ein Postillon das fünfte Rad am Wagen. Ich habe es satt, mich ferner schuhriegeln zu lassen; es ist schon mancher Schwager abgefahren, und ich habe auch nichts dawider, wenn das kleine schwarze Felleisen von sieben Brettern ankommt. Drückt mir nur getrost die Augen zu, ich fahre blind mit, denn es ist ja die letzte Station, und da wird kein Federlesens gemacht. Sollte noch ein Postillon auf Erden seyn, so versilbere er meine Habe und trinke Einen, aber bei Leibe keinen Eisenbahnliquor, sonst drehe ich mich im Grabe um, und komme herausgefahren, wie der alte Fietzen aus dem Busch.

Aller Singsang an meiner Grube wird höflichst verboten, ist streng untersagt. Ist noch ein Postillon übrig, so blase er mein Leibstückchen: „O du lieber Augustin, Alles ist hin!“ das wird mich erquickten, und wenn ich meilentief unter der Erde liege. Und wollt ihr mir alten Kerl noch eine Freude machen, so setzt ihr mir ein schwarzes Kreuz auf mein Grab, worauf folgende von mir in einer melancholischen Stunde verfaßte Ballade stehen soll:

Hier ruht der dicke Hans,  
Gebürtlich aus Muzschen,  
Der nach der Pilgerfahrt  
In's Grab hier mußte rutschen.  
Er fuhr mit Biern vom Bock,  
So wie auch von dem Pferde,  
Er kaute gern Taback,  
Und endlich auch noch — Erde.  
Fragst du, woher es kam,  
Daß er so früh hinüber,  
Nun so vernimm: er starb  
Am Eisenbahnenfieber.“

### Miscellen.

X In Indien wie in der Türkei und einst in Europa hat man eine Zeitlang großen Werth auf ungeheuerer Kanonen gelegt; in Bidschapur, der berühmten, jetzt verödeten Mahrattensstadt, findet sich ein solches Ungethüm von vierzehn Fuß Länge und fünf Fuß im Umfang; sie schießt eine Kugel von dreitausend Pfund, soll aber nur ein einzigesmal abgefeuert worden seyn, und nach der Volksfage fliegt die Kugel immer noch. Der Donner beim Abfeuern habe das Volk auf hundert Stunden im Umkreis erschreckt. Man will das Ungethüm nach Bombay und von da nach Europa schaffen.

X Der „Advertiser“ gibt eine Beschreibung der Königskrone von England. Sie hat, ohne das edle Metall zu rechnen, blos an Juwelen, Diamanten und Perlen einen Werth von 111,900 Pfund Sterling.

### Maritätenkästlein.

Die eidgenössische Zeitung erzählt folgendes lustige Poststücklein: Ein Luzerner Apotheker bestellte ein Faß Kamillen in Stuttgart. Als dieses Faß an die Grenze kam, mußte es 28 Francs Eingangszoll bezahlen, weil der Schlaupkopf von Zollner also räsonte: Kamillen befinden sich nicht auf dem Zolltarif; aus Kamillen aber macht man Thee; Thee, chinesischer nämlich, zahlt so und so viel, ergo zahlt Kamille gleich wie chinesischer Thee.

Esel ein Ehrentitel. Vor wenig Tagen stand ein

Edelmann aus einem Dorfe bei Brüssel vor den Schranken des dortigen Corrections-Tribunals unter der Anklage, seine Frau geprügelt und seinen Bürgermeister geschimpft zu haben. Was den ersten Anklagepunkt betrifft, so behauptete der Angeklagte, es sei das eine rein häusliche, eine Familienangelegenheit, in welche die Justiz sich durchaus nicht zu mischen habe. Seine würdige Ehehälfte trägt nämlich die Hosen, disponirt über die Kasse u. s. w., und ist, wie es scheint, von so gewaltigem Geize bejeßen, daß sie dem Gemahl nicht einmal so viel zukommen läßt, um ein einziges Glas Bier zu trinken. Dadurch erbittert, ist er, — so lautet die Anklage — eines Tages auf sie losgegangen und hat ihr das Schulterblatt zerschlagen. Während dieses Zwistes, von dem der Angeklagte stets behauptet, er sei ein „durchaus freundschaftlicher“ gewesen, tritt der Bürgermeister des Orts in das Haus der sich „freundschaftlich“ Zanfen den und sucht Frieden unter ihnen zu stiften. Das bekam ihm aber übel; der Mann sagte, er sei ein Esel! und wies ihm die Thür. Wie sich von selber versteht, nahm der ehrenwerthe Beamte das sehr übel. Der Verteidiger des Angeklagten suchte nun zu beweisen, das Epitheton „Esel“ involvire keineswegs eine Verleumdung oder eine Beleidigung; vielmehr sei in der Definition, welche der berühmte Naturkundige Buffon von dem Esel gebe, mehr eine Lobeserhebung, als der Ausdruck der Verachtung enthalten. „Der Esel“, sprach der Verteidiger mit besonderem Nachdruck, „ist ein höchst nützliches, mit vielen trefflichen Eigenschaften begabtes Thier, und der Bürgermeister kann sich durch diese Benennung nur geschmeichelt fühlen; ich wenigstens muß bekennen, wenn mich Jemand so nannte, würde ich mich dankend tief vor ihm verneigen und einzig und allein nur fürchten, nicht im Besitz hinreichender guter Eigenschaften zu seyn, um diesen Vergleich auch rechtfertigen zu können. Der Bürgermeister ist allzuempfindlich; werden etwa unsere jungen fashionablen Leute böse, oder stellen sie gar Klagen an, wenn man sie „Löwen“ nennt?“ Diese Zusammenstellungen des Verteidigers erregten freilich die Heiterkeit der zahlreichen Zuhörer in hohem Grade, verhinderten aber den Gerichtshof nicht, den Landmann doch zu drei Monaten Gefängniß zu verurtheilen.

Ein Handschuhmacher annoucierte neulich: „Billige Handschuhe für Herren von Bockleder.“

Ein Musikus bestellte beim Küster sein Aufgebot, und nannte sich „Tonkünstler“. — „Ach, Larifari!“ meinte der alte Deutsche, „bleiben wir beim Alten: ich werde wie immer, Töpfer schreiben.“

Ein ällicher Mann, der ein junges Mädchen heirathete wurde gefragt, warum er nicht lieber seinen Jahren angemessen gewählt habe? — „Wenn ich doch einmal in einen sauren Apfel beißen muß“, entgegnete er, „so will ich doch auch einen rothbäckigen.“

Eherzfrage. Welche Made haben viele Menschen gern?

### Charade.

Den lieblichsten von Flora's Kindern,  
Geb'n Schutzwehr meine ersten zwei;  
Die Wunden, die ich mache, hindern  
Die altzurasche Dieberei.  
Die größte äußerliche Fierde  
Zeigt dir mein zweites Eyslenpaar,  
Man wagt mit rasender Begierde  
Dafür oft Geld und Blut sogar.

Mein Ganzes bleibt für Christenherzen  
Ein ehrfurchtsvoller Gegenstand,  
Man denkt an jene grausen Schmerzen,  
Die einst der Edelste empfand.

Auflösung der Charade in No. 76:  
Feuerwerk.